



AUSWÄRTSTOR

Fußball ist da, wo man sich zu Hause fühlt.

TEXT: Marc Oliver Rühle

ILLUSTRATION: Christoph Budde

Am Stadtrand, Schrittgeschwindigkeit und alle paar Meter Winterlinden. Sie beginnen im Vergleich spät zu blühen. Meine Straße macht einen weiten Bogen durch ein jahrzehntelang gewachsenes Wohngebiet. Auf der einen Seite ein riesiger Mischwald, die Dresdner Heide. Auf der anderen große Gärten und Familienbesitz. Kröten wandern bedenkenlos durch die Grundstücke und fallen in Swimmingpools. Marder laufen über Frontscheiben und hinterlassen Tapsen auf dem Staubfilm. Nachts ruft der Kauz und der Fuchs steht vor der Tür. Daneben liegt mein Fußball. Am Wochenende ist Spiel. Dann hört man vor dem Anpfiff die Autos hupen.

„Auf der Straße brauchst Du nichts. Kein Geld, keine Schuhe, kein Trikot, keine Anweisungen. Manchmal sogar nicht mal einen Ball. Es findet sich immer ein Gegenstand zum kicken. Du spielst einfach. Den ganzen Tag.“

Mickaël ist Rechtsfuß und trägt die „10“ auf seinem Trikot. *POTÉ* steht in großen schwarzen Lettern auf gelbem Textilstoff über seiner Nummer. Wir wohnen seit dieser Saison beide in derselben Straße. Er, oben an der Mündung zur befahrenen Hauptstraße, wechselte letzten Sommer von OGC Nizza aus der ersten französischen Liga in meine Heimatstadt. Ich, weiter unten und etwas ruhiger gelegen, lebe seit meiner Geburt hier. Mickaël stürmt für die SG Dynamo Dresden in der zweiten Bundesliga. „Auf dem Feld bin ich wie im Leben auch. Ich will helfen, teilen, geben, am meisten Freude habe ich daran, den Ball gut zu passen, abzugeben.“ Ich trete aus dem Haus und sehe direkt auf die Mauer gegenüber. Eingerahmt von Elektromast und Säulensockel wird aus ihr ein Fußballtor. Schuljahrelang schlug der Ball auf sie ein. Oben rechts bröckelte mit der Zeit der Putz. Das war ein Erfolg. Schließlich handelte es sich um das Dreieck. Genau dorthin gehört der Ball. Ich laufe in Mickaëls Richtung. Ein Hund bellt, es duftet nach Nadelbäumen, die Luft ist ganz frisch. Waldlaufwetter. Die erste Querstraße auf diesem Spaziergang führt rechts zu einem großen Fußballfeld am Stadtrand. Hier trainiert die SG Bülau für die Stadtliga A. Als Jungs

sind wir immer mit Ball am Fuß dorthin über den durchlöchernten Asphalt gedribbelt und schossen die Pille übermütig gegen Bäume, Mülltonnen und Kotflügel parkender Autos, oder der Ball prallte gegen den Bordstein und flog auf die Beete der Nachbargrundstücke. Wir kletterten über die Zäune der Sportanlage und spielten auf dem Rasenstreifen hinter dem akribisch gepflegten Feld Fünf gegen Fünf. Rucksäcke oder Eckfahnen, zu Torpfosten umfunktio-

**Ich laufe in Mickaëls
Richtung. Ein Hund bellt,
es duftet nach Nadel-
bäumen, die Luft ist ganz
frisch. Waldlaufwetter.**

niert. Bei jeder Witterung. Bis uns der Platzwart verschuchte. Heute gibt es sogar einen Elektrozaun, der die Wildschweine davon abhalten soll, den Platz umzupflügen. Ich glaube, sie sehen genauso sehnsüchtig auf die Grasfläche wie wir damals. Das Kribbeln ist geblieben, wenn ich mich dieser Querstraße nähere, die zum sogenannten Mutterrasen führt. Etwas weiter, die Straße hoch, wohnt jetzt Mickaël. Es ist früher Abend und es brennt bereits Licht in der obersten Etage, wo er mit seiner Frau und den drei Kindern lebt.

Sie haben ihr Leben in Frankreich zurückgelassen, 1600 Kilometer entfernt. Freunde, Sprache, Herkunft, Integration, Alltag, Mentalität und Klima. „Aber die Frage – wollen wir das wirklich machen – stellte sich nicht. Kein Zweifel, das fordert der Beruf. Kein Dresden, wenn es nicht Beruf wäre, kein Hotel, kein Verzicht, kein Familie-allein-Lassen“, sagt Mickaël. Jetzt spielt er hier, wo ich schon viele habe spielen sehen. Einige kamen von weit her. Mickaël hat mich überzeugt. Bedingungslos folgt er im Juli 2011 dem Angebot aus Dresden. Bedingungslos, was die Lebensumstände angeht. Aber mit Hoffnung, die Möglichkeiten seiner Fußballerkarriere besser auszuschöpfen. Sich auf dem deutschen Profimarkt präsentieren zu können, ist eine reizvolle Perspektive. Volle Stadien, ausgiebige Berichterstattung, emotionales gesellschaftliches Interesse. Mickaëls Entscheidung, nach Dresden zu wechseln, ist aber auch eine, welche die sportliche Herausforderung sucht. Für einen Aufsteiger wie Dynamo auf Torjagd zu gehen „ist ein spannendes Projekt“, wie er zugibt.

„Ich wollte einen Neuanfang, eine neue Liga kennenlernen und Stammspieler werden“, beschreibt Mickaël. Ähnlich erging es mir auch, als Dynamo 1995 die Lizenz für die erste Bundesliga entzogen wurde. Zwangsabstieg in die damalige Regionalliga bedeutete das. Ich war zehn Jahre alt, fassungslos und hatte Grind an den Knien, des Hartplatzes wegen. Meine Mutter stellte mir fast zeitgleich ihren neuen Freund vor. Und der kam aus Bremen. So versuchte ich statt Schwarzgelb mit Grünweiß einen Neuanfang in eben dieser Liga, in der Dynamo nicht mehr spielen durfte. Alle meine Idole wechselten zu anderen Vereinen und ich auch. Aber ganz tief im Herzen bleibt der Heimatverein ein fester Bestandteil, und man lässt ihn nicht aus den Augen. Das weiß ich jetzt ganz sicher.

Mickaël und seine Frau lernen sich schon als Kinder in Lyon kennen, wo sie mit ihren Eltern als Einwanderer leben. Beide sind in Lyon geboren. Mickaël vor 27 Jahren. Seine Mutter stammt aus dem Benin, sein Vater ist Ivorer. „Die Muttersprache machte natürlich Frankreich zur ersten Station. Die neue Heimat bot mehr Möglichkeiten, endlich eine Arbeit zu finden“, erklärt Mickaël die Motivation seiner Eltern, der Armut Afrikas zu entfliehen. Ich laufe an seinem Haus vorbei, es brennt Licht. Aber seine Familie ist ohne ihn. Später treffen wir uns in der Stadt in einem Hotel.

Morgen steht die Partie gegen Eintracht Braunschweig an. „Vor jedem Heimspiel verbringe ich die Nacht im Hotel, um mich zu konzentrieren“, sagt Mickaël. Er rollt einen kleinen Teppich zusammen, der gen Mekka ausgerichtet ist. Ich sitze auf seinem Bett und stelle meine Fragen an Karim, der vor mir auf dem Boden sitzt und Mickaëls Antworten in feinstes Deutsch übersetzt. Karim lebt seit 15 Jahren in Dresden. Da jetzt drei Französisch sprechende Spieler bei uns kicken, wir immer internationaler werden, wurde er von Dynamo gebeten, hier und da zu übersetzen und in Alltagsfragen zu helfen. Während er spricht, sehe ich die Straßen von Lyon vor mir. Asphaltierter Boden, betonierte Plätze. Hohe Häuser werfen kühle Schatten. Es ist laut, der 12-jährige Mickaël spielt Basketball, es ist zunächst sein Lieblingsspiel. Dann Fußball – er nimmt einen langen Ball direkt Volley aus der Luft an und drischt ihn durch ein Metallgestänge. Der Ball knallt an eine von Graffiti übersäte Wand. Ein dumpfer Knall dröhnt durch das angrenzende Wohngebiet. Als er zehn Jahre alt war, sieht er einen 17-jährigen Ronaldo auf der

Bank der Brasilianischen Mannschaft sitzen, 1994 war das. „Ein so junger Weltmeister, das motivierte mich.“ Mickaël fordert die Bälle, hat Talent, aber keine Lust auf das Training in einer Fußballschule, und auch sein Vater sagt: „Du musst etwas in der Hand haben im Leben, der Fußball ist zu groß für Dich, es wäre reiner Zufall, wenn Du einer von Tausenden wärest, die Glück haben.“ Oft verbietet er Mickaël das Kicken.

Wie hast Du Dich dabei gefühlt, Deine Straße zu verlassen, will ich wissen. „Der Fußball hat keine Gefühle“, sagt Mickaël heute nach seinen Erfahrungen. Er fügt hinzu, dass man „eine starke Seele braucht, um das durchzustehen“.

**Es ist finster und Mickaël
sieht auf sein Handy,
ich kündige sofort meine
letzte Frage an. „Nein,
keine Sorge, ich habe Zeit.“**

Im Alter von 16 Jahren stehen Scouts am Straßenrand, die aus der Region junge Spieler suchen, Karim übersetzt sie als „Spione“. Sie wollen wissen, wie er heißt. Micka ist sein Name, aber er ist nicht daran interessiert für einen Verein zu spielen. Er mag seine Straße und will sich auf das Lernen konzentrieren. Die Sonne scheint, die Rhône fließt tiefgrün vorüber. „Eine Woche später bekam ich Post aus Grenoble“, sagt Mickaël, „von einer heute sehr renommierten Fußballschule im Nachwuchsbereich.“ Karim und ich sind überrascht, als Mickaël erklärt, „mit 23 Jahren habe ich dann meinen ersten Profivertrag unterzeichnet“. Das ist sehr spät für einen Fußballer, denke ich, „sehr spät, das wusste ich noch nicht“, sagt Karim. In der zweiten französischen Liga war das, für Clermont Foot. „Ist Fußball ein Spiel für Dich oder Beruf oder beides?“, frage ich. „Gute Frage“, antwortet Karim, Mickaël überlegt und spricht dann wie gewohnt mit auffällig ruhiger, ausgeglichener Stimme: „Am Anfang war die pure Freude, diese ist mit den Erfahrungen gereift. Ich bin jetzt Profi und trage eine große Verantwortung, die Lebensgrundlage meiner Familie zu sichern. Arbeit zu haben ist für mich eine große Ehre. Ich würde dafür auch in einem Lager arbeiten oder in einer Fabrik. Das Spiel ist mein Ernst geworden. Ich gehe gezielt einer Aufgabe nach. In der Luft bin ich gut, ein kompletter Stürmer zu werden, ist mein Ziel, und dabei meine eigenen Fähigkeiten immer der Mannschaft zu unterstellen, meine Philosophie.“

Draußen ist blaue Stunde. Eine Krähe lässt sich vom Dach fallen. Wir sprechen über sein Spiel, seinen Ehrgeiz und seinen Glauben. Mickaël ist Moslem. „An etwas glauben heißt, daran festzuhalten. Es hat in meinem Leben immer eine Linie gegeben, an der

ich mich orientiert habe.“ „Mickaël ist keine Maschine“, bekräftigt Karim, „es gibt Entscheidungen, die Gott für Dich trifft.“ Ob er nervös wird, dass er seit einigen Spielen nicht getroffen hat, will ich von ihm wissen. Mickaël antwortet schnell und fast so, als müsse er sich vor mir rechtfertigen. Aber dann erklärt er tatsächlich, als würde es sich um eine logische Rechnung handeln, warum er nicht treffen konnte. Beim Spiel gegen Bochum kam er nach seinem Länderspieleinsatz (19 Länderspiele für Benin) nur 15 Minuten zum Einsatz (Jetlag), gegen Ingolstadt waren keine Fans im Stadion (Geisterspiel), die hätten ihm sehr gefehlt, er braucht sie, gegen Duisburg war er gesperrt (fünfte Gelbe), gegen Eintracht Frankfurt hat man einfach keine Chance (Spitzenmannschaft). „Morgen triffst Du wieder“, sage ich, „da gibt es keine Ausreden.“

Einen halben Tag später fliegt Mickaël durch den Strafraum des Gegners und verwandelt einen Fallrückzieher zum 1:0 für Dynamo. Eine Szene für die sogenannte Galerie. „Jaaa! Traumtor!“, schreie ich von der Tribüne und liege ausgelassen meinen Freunden im Arm. Ein Jubelreigen schwappt durch das Stadion. In der zweiten Halbzeit macht er es weniger elegant, stattdessen athletisch wuchtig und versenkt nach schöner Annahme den Ball zum Endstand von 2:2 im linken oberen Eck. Ich bin schon ganz heiser und lasse meinen Kaffeebecher fallen. Der Fanblock stimmt als Gute-Laune-Maschine pausenlos Gesänge und Parolen an. Jetzt feiern sie Mickaëls elftes Tor im 22. Spiel. Wir haben als Aufsteiger den Klassenerhalt geschafft. Er läuft zum Torjubel in den Fanblock und geht an der Eckfahne vor 27.576 frenetisch feiernden Fans auf die Knie, „P o t é Fußballgott“ skandieren sie. „Er ist der erste Schwarze, dem diese Auszeichnung hier zuteil wird“, hatte Karim noch während unseres Interviews im Hotel stolz verkündet. Mickaël macht oft auffordernde Gesten zu den Fans. „Ich brauche das und sie brauchen das auch. Sie müssen fühlen, der Spieler versteht uns, er hat unsere Situation verstanden, egal wo dieser Mensch herkommt, er kämpft für uns, er hat ein durchgeschwitztes Trikot, er holt alles aus sich raus, für uns, für den Verein. Ich habe ein Gespür für sie und nicht vergessen, wo ich herkomme. Aus einfachsten Verhältnissen. Eigene Fußballschuhe waren während meiner Jugend zum Beispiel etwas, was man nicht zum Überleben braucht. Da ging es um ganz elementare Dinge, so bin ich erzogen worden und aufgewachsen.“

Es ist finster und Mickaël sieht auf sein Handy, ich kündige sofort meine letzte Frage an. „Nein, keine Sorge, ich habe Zeit“, sagt er und wir beginnen zu plaudern. Über wüste Beschimpfungen von gegnerischen Fans und Gegenspielern, die es in allen Ligen gibt, über Trainer, deren Entscheidungen immer zu respektieren seien, über das erste Training mit einem neuen Team, bei dem man sofort die Spieler erkennt, von denen man als Stürmer profitieren kann, die in der Lage zu sein scheinen, die perfekte Flanke zu liefern, über das Wetter an der Côte d’Azur und Fußballerkarrieren.

Nach Abpfiff des Braunschweig-Spiels warte ich am Spielertunnel. Mickaël kommt spät aus der Kabine. Er wirkt aufgeräumt und strahlt. Wir klatschen ab, umarmen uns dann. Mir fällt auf, wie herzlich Mickaël lachen kann.

„Es ist kein Geheimnis, Didier Drogba ist wie ich, er hat spät mit dem Fußball begonnen und ist mit Ende 20 explodiert, kam auch aus der zweiten französischen Liga und ist dann von Olym-

pique Marseille zu Chelsea London gewechselt. Drogba ist jetzt 34 Jahre alt, schoss bis hierher 100 Tore in 200 Premier League-Spielen, ist Kapitän der ivorischen Nationalmannschaft und wurde zwei Mal zu Afrikas Spieler des Jahres gewählt. So hungrig wie er bin ich auch!“ „Warum spielt Mickaël nicht ebenso für die Nationalelf der Elfenbeinküste?“, frage ich. Karim antwortet selbst, ohne zu übersetzen. „Seine Mutter kommt ja ursprünglich aus dem Benin, und an Drogba kommst Du einfach nicht vorbei, Drogba ist Drogba, verstehst Du was ich meine!“ Karim selbst hat immerhin in der französischen Oberliga als Vorstopper gespielt. Er spricht dieses deutsche Wort schon ziemlich deutsch aus. Mickaëls und Karims Frauen verstehen sich sehr gut. „Wir sind schon wie eine Familie“, sagt er. „Mickaël will sogar, wenn er den Verein wechseln sollte, dass ich mitkomme. Aber das mache ich keinesfalls, ich bin doch jetzt hier zu Hause.“

Noch lange nach Spielende sind vorm weiten Rund allerhand Dynamo-Anhänger zu sehen. Ein Junge schwenkt sein Fähnchen. Zwei Polizeiwagen stehen auf dem Fußweg gegenüber, der Bus der gegnerischen Mannschaft schiebt sich aus der Einfahrt des Stadions. In diesem Moment verlässt Mickaël mit seinen Kindern und seiner Frau das Stadion. Sie passen sich in das Bild ein, schlendern davon, verschwinden zwischen den Menschen. Die Straße, die sie jetzt herunterlaufen, führt an meinem Haus vorbei. Sie hat immer dazugehört. Auf ihr fing alles an, sie hielt alles bereit.